

Univ. Prof. Dr. Thomas Meyer

Die Identitätsfalle.

Vom Missbrauch kultureller Unterschiede –

Wie Heimatgefühle instrumentalisiert werden

1.

Der bis vor kurzem eher **verpönte Heimatbegriff** scheint eine Renaissance zu erleben. Er ist offenbar dabei, auch jenseits der dumpfen Inanspruchnahme fehlgeleiteter Heimatfanatiker al la „Thüringer Heimatschutz“ **chic** zu werden, etwa im Sinne der „neuen Heimat“ auf dem Prenzlauer Berg als *Little Utopia* einer Gemeinschaft, aus der niemand von dort stammt, aber sich alle so fühlen, als hätten sie den Ort erfunden –und so, wie sie ihn verstehen und leben, haben sie das ja auch.

Der Heimatbegriff ist verlockend, er schmeckt für viele nach der besten Seite Kindheit: Reinheit, Geborgenheit, Vertrautheit mit der Welt und Schutz vor ihr – seit zweihundert Jahren in Deutschland ein Kernmotiv der romantischen Kultur. Und er verführt nicht wenige, in Krisenzeiten viele, zur Abwehr **des und der** Heimatfremden auf einer nach oben offenen Skala, angefangen von ihrer Diskriminierung und Ausgrenzung bis hin zur Vertreibung und zum Mord. Die Heimatverlockung erscheint als ein süßes Gift, das in kleinen Dosen Glück spenden kann und in der Überdosis zum Wahn führen kann. Die richtige Dosis ist schwer zu bestimmen, sie hört in der Regel, mit einigen Ausnahmen, dort auf, wo der Begriff in politische Hände gerät.

Gebrauch, Überhöhung und Missbrauch liegen beim Heimat- Begriff offensichtlich dichter beieinander als bei den meisten anderen Begriffen der politisch-kulturellen Sprache. Klärung tut not.

Bei meiner Suche nach neuen Erkenntnissen, Erfahrungen und Ideen zum alten Thema Heimat, bin ich zumeist nur auf Vertrautes gestoßen, sozusagen eine heimatische Textwelt. Am meisten eingeleuchtet hat mir bei den ungetrübt positiven Heimatbefunden, um soviel vorweg zu sagen, eine unscheinbare Bemerkung eher abseits der großen Debatten.

Als ich in einem jüngst erschienenen Sammelband zur Ehren der berühmten Münchener Bar von *Charles Schumann* blätterte, stieß ich auf die durch und durch überzeugende Bekundung eines prominenten Fans dieser der Vertreibung nächtlicher Einsamkeit und Lebensfremde gewidmeten Einrichtung. Der Schreiber des Artikel fasste sein ausführliches, jeglichen Hauchs von Kritik bares Loblied in der Bemerkung zusammen: „kurzum, ich kann sagen, Charly' s Bar –das ist meine eigentliche Heimat“.

Das war natürlich nicht ironisch gemeint. Ich weiß nicht, wo der Mann herkommt und auch nicht wo und wie er heute lebt – aber nachdem ich seine Begründung gelesen hatte, hier einen Ort zu finden, wo er ganz als er selbst uneingeschränkt angenommen und anerkannt ist, fand ich: Recht hat er. Seine Schlussfolgerung war nach seinem Erfahrungsbericht vollkommen glaubwürdig.

Heimat, so könnte man ihn verstehen, ist ein Ort vollkommener Zugehörigkeit, aber nicht Hergehörigkeit, vollendeter Identität von Subjekt und Objekt oder eher bzw. zusätzlich von Subjekt und Subjekt. Ein Platz, an dem die Sehnsucht zur Ruhe

kommt, ein Raum der Einstimmigkeit und des Einverständnisses, sozusagen eine Fei-
er gelingender Identität. So etwa lesen sich auch die eher wissenschaftlichen Dar-
stellungen von Heimat, die affirmativen ebenso wie diejenigen, die dann allerdings
im weiteren Verlauf oft eine sehr kritische Wendung nehmen, weil sie meinen, derlei
sei in der wirklichen Welt, der modernen zumal, immer nur als Illusion zu haben.

2.

Die so anspruchsvoll beschriebene Heimat muss ja keineswegs immer ein realer Ort
sein, weder ein früh, in der Kindheit tatsächlich erlebter, noch ein später gesuchter
und gefundener. Für den marxistisch-humanistischen Philosophen *Ernst Bloch* ist
Heimat – und das schreibt er im amerikanischen Exil, während die Nazis gerade seine
Herkunfts- „Heimat“ verwüsten – ein *Noch- Nicht*, eine Utopie, eine Hoffnung, deren
Erfüllung durch die Emanzipation der menschlichen Gattung noch aussteht. Die aber,
in Blochs Verständnis, nicht nur möglich ist, sondern sich mit historischer Gewissheit
eines nicht allzu fernen Tages erfüllen wird.

Und zwar dann, wenn die Entfremdung wischen den Menschen, zwischen **Ich und
Du**, der Versöhnung gewichen ist, und das **Wir** an seine Stelle tritt, ein gesellschaft-
licher Ort der Identität von Individuum und Gattung, Einzelmensch und Menschheit.
Die **Herkunfts- Heimat** aber, die Bloch 1933 verlassen musste, erlebten er und mit
ihm Millionen andere als einen Ort radikaler Entfremdung, ein Ort größter Fremde,
der weites möglichen Entfernung, was ihnen als **Wunsch-Heimat** erschien, von der
der Philosoph *Hermann Schweppenhäuser* sagte: **Die Heimat ist selber das
Fremde**. Man meint einen Satz aus dem Schatzkästlein der Weisheiten von Karl Va-
lentin zu hören.

Ein paar Jahre später, 1935, als sich die Gräuel und der Terror der Nationalsozialisten
schon unzweideutig gezeigt hatten, standen die Saarländer vor der Wahl, bei Frank-
reich zu bleiben und damit vorerst in der Freiheit oder dem Anschluss ans Reich zu-
zustimmen und damit für die totalitäre Diktatur zu votieren.

Am Ende wurde der linke Aufruf ignoriert: „Schlagt Hitler an der Saar!“. Stattdessen
verfingen die Parolen derer, die „Heim ins Reich“ wollten, mit einer Mehrheit von
90.73%. Man dürfe doch in schwerer Stunde die „Heimat nicht verraten“. So lautete
ihre Begründung. Heimat galt ihnen als eine Art naturwüchsiger Zugehörigkeit und
Identifikation, die sich durch Denken und Entscheiden und durch keinen politischen
Missbrauch zur Disposition stellen ließ. Der man vielmehr auf Biegen und Brechen die
Treue zu halten hatte. Herkunft als Schicksal, wie man dazu sagte.

Die **Schoa** war ja in gewisser Weise ein Akt der radikalsten Form der Reinhaltung
deutscher Heimat von den **Heimatsfremden**. Als der Vernichtungskrieg dann be-
gann, war die Propagandabotschaft an die Front- Soldaten, ihr Einsatz zu Unterwer-
fung und Auslöschung fremden Lebens sei Dienst an der Heimat – auf bizarre Weise
aufgemuntert durch Radiodirektschaltungen zwischen entferntesten Frontabschnitten
und der Heimat mit Wunschkonzerten aus der Heimat für ihre treuen Söhne in der
Fremde. Heimat als Propaganda- Show für die Kriegführung.

3.

Damit ist der Horizont dessen, was Heimat sein und bedeuten kann, auch schon fast abgeschritten. Ein Ort zwischen Verheißung, Erlösung und Hölle auf Erden für jene, die nicht zugehören dürfen.

Offenbar drückt sich im Heimatbegriff ein machtvolles Bedürfnis aus, wie wir vielleicht an und in uns selber spüren, aber in sehr verschiedener Art und Weise, mit höchst unterschiedlichen Inhalten und Bezügen. Das Heimatbedürfnis, so viel scheint fest zu stehen, ist ein Bedürfnis nach ungeteilter sicherer Identität in einer Welt der Verunsicherung. In der Stärke des Dranges scheinen beide Größen – der Heimatdrang und die Verunsicherung - zu korrelieren. Heimat als letzter Identitäts- Anker, der mir nicht verweigert werden kann, weil er mein naturwüchsiger Ursprung ist.

Nun ist ja durchaus ungewiss, **was Identität** in solchen Zusammenhängen bedeutet. Das Wort ist reichlich strapaziert, es hat, seit es zur Schlüsselvokabel für die Erlösung von höchst unterschiedlichen Unverträglichkeiten und zur Zuflucht vieler Sehnsüchte im Leben der Menschen in der Moderne wurde, den vielfältigsten Gebrauch und Missbrauch erfahren. Für den politisch-kulturellen Zusammenhang, um den es bei **der politischen Instrumentalisierung kultureller Identität** und damit auch der Heimatsehnsucht geht, mag eine kurze Erinnerung genügen.

Um überhaupt als zurechnungsfähiger Teilnehmer sozialer Interaktionen handeln und von den Anderen als solcher anerkannt werden zu können, muss jeder Mensch in der Kontinuität seiner Biographie und im Zusammenhang seines Redens und Handelns in wechselnden Situationen über alle Unterschiede hinweg als **derselbe** wahrgenommen und verstanden werden können. In diesem minimalen und allgemeinen Sinne bedarf er als soziales Wesen einer „Identität“. Jeder muss für sich selbst wissen können, was auch die Anderen in ihm suchen: „wer er ist“, wenn er in allem Wandel der Situationen, Rollen, Lebensabschnitte und Bezugsgruppen als dieselbe Person erkannt und anerkannt werden möchte. Identität hat etwas mit Zugehörigkeit zu tun, in modernen Zeiten eher mit selbst gewählten als mit naturwüchsigen. Heimat gehörte traditionell zu den ursprünglichsten Mustern der Konstituierung Identitäts- stützender Eigengruppen gegen die Anderen, die Fremdgruppen. **Wir und sie.**

Sobald nun die soziale Umwelt des Einzelnen ein Mindestmaß an miteinander konkurrierenden Normen, Erwartungen, und Interpretationen für Personen und Situationen bereithält – die unausweichliche Grundsituation des modernen Lebens - ist personale und soziale Identität kein fester und unverlierbarer Besitz mehr, der, einmal erworben, immerfort wirkt. Sie ist dann nur noch als eine individuelle Leistung möglich, die von Situation zu Situation neu erbracht werden muss und zwar als eine Beziehung zwischen meinem eigenen Selbstbild und dem Bild der anderen von mir.

Identität kann ihre soziale Funktion ja nicht dadurch erfüllen, dass der Einzelne sich ein Bild von sich selbst macht und es seinen sozialen Partnern aufdrängt. Sie wird erst wirksam, wenn die Partner ein Bild von diesem Einzelnen gewinnen, in dem sie ihn erkennen und in dem er sich auch selber wiedererkennt. In diesem Sinne ist Identität ein fortgesetzter offener Prozess des Aushandelns zwischen dem Selbstbild, das der Einzelne von sich entwirft, und dem Bild, das sich seine sozialen Handlungspartner in wechselnden Zusammenhängen von ihm machen. Natürlich ist es damit hochgradig störanfällig.

Im Zweifel – und das ist für viele das Probleme, um das es hier geht – muss es **von allen Menschen** akzeptiert werden können, mit denen wir zu tun haben und nicht nur jenen aus einer selbst gewählten Kleinstgruppe, in die ich mich zur garantierten Selbstbestätigung flüchte und verpuppe. Sozusagen als **Kokon-Identität** zur Vermeidung von Konflikten, Infragestellung und Verunsicherung.

Heimat, der Ort der Herkunft, der ursprünglicher Vertrautheit vom Raum und Leuten und des Erwachens des eigenen Selbstbewusstsein, kann entscheidend zur Identitätsbildung beitragen, aber auch zu ihrem Misslingen. Wenn sie ihn von Widerspruch und Vielfalt fernhält trägt sie zum Misslingen bei, zum Gelingen hingegen, wenn sie ihn damit früh vertraut macht. Es ist wie im Leben der Familie. Die Übereinstimmung zwischen Selbstbild und Fremdbild ist niemals von vornherein garantiert, sie kann immer scheitern. Und wo sie scheitert, liegt die Flucht und die künstliche, selbstgemachte Sicherheit nahe. Die Einzelne kann sich den Zumutungen und Anstrengungen dieses riskanten Prozesses jedoch nicht entziehen, solange sie überhaupt als der bestimmte Mensch, der sie ist, von seiner Umwelt anerkannt werden will.

Identität ist darum kein individueller Besitz, von der Herkunft ererbt, sondern der soziale Prozess einer „Balance zwischen widersprüchlichen Erwartungen“. Das Individuum kann und darf die ihm von den Anderen angesonnene soziale Identität niemals ganz annehmen, solange es Individuum bleiben möchte, und es kann einen gewissen Widerstand zwischen den diversen sozialen Ansinnen und seinem eigenen Selbstverständnis auch schon deswegen nicht aufgeben, weil die Bezugsgruppen und Situationen, von denen sie ausgehen, rasch wechseln. Unnachgiebige soziale Festlegungen durch die soziale Gruppe, die oft weniger mit dem einzelnen Individuum selbst zu tun haben als mit seiner Familie oder gar deren Vorgeschichte, sind nicht selten der Grund, warum Menschen es eilig haben, ihrer Herkunftsheimat zu entkommen - je nachdem, **welcher Platz ihnen da zugewiesen** war.

Der fortwährende soziale Balanceakt der Selbstbehauptung individueller und sozialer Identität verlangt darum vom Einzelnen ein Mindestmaß an Fähigkeit zum Aushalten von Widersprüchen, zum Widerstand gegen soziale Zumutungen, zum Zusammenleben, zur Empathie mit Anderen –heutzutage mitunter **auf den ersten Blick dem scheinbar ganz Anderen**. Uneindeutigkeiten und Ambivalenz gehören dazu und sind beim Entwurf seiner selbst, den der Einzelne in immer neuen Anläufen fortführen muss, in Rechnung zu stellen.

Dazu bedarf es dessen, was *Milton Rokeach* treffend einen **offenen Charakter** im Gegensatz zum geschlossenen genannt hat. Ein solcher Charakter bildet eine soziale und persönliche Identität aus, die Spannungen aushält, für wechselnde Situationen und Menschen offen bleibt und darum Verschiedenartigkeit und Widerspruch in der sozialen Umwelt nicht als Bedrohung, Quelle lähmender Angst oder sogar als Abwertung der eigenen Identität, gar als Selbstverlust und Selbstentwertung empfinden muss. Der geschlossene Charakter hingegen empfindet Widerspruch, Unterschiede und die Gegenwart des Anderen als Verunsicherung oder gar Infragestellung, Verlust des Eigenen.

Die offene Identität enthält viele Brüche und Unterschiede in sich selbst. Ohnehin bildet der Einzelne in offenen Gesellschaften viele spannungsreiche Teil-Identitäten in seiner Arbeits- und Lebens- und Freizeitwelt aus: als Mutter bzw. Vater, Gläubiger bzw, Gleichgültiger oder Agnostiker, Lehrer oder Handwerker, Wähler der liberalen

Partei oder der konservativen, der sozialdemokratischen oder grünen, Hausbesitzer oder Hausbesetzer, Bewohner des Südens oder Nordens, Fußballfan oder -verächter, Gewerkschafter oder Arbeitgeber, Anspruchsteller und Steuerzahler und was sonst noch auf ihn zutreffen mag. Zwischen manchen dieser Teilidentitäten bestehen dauerhafte Reibungen– etwa Arbeitgeber und Sozialdemokrat oder Chemiefabrikant und Grüner. Das auszuhalten gehört zu einer lebensfähigen modernen Identität.

Heutzutage treten zunehmen die immer weiter gezogenen Kreise der örtlichen-räumlichen Zugehörigkeiten hinzu, die gleichwohl mein Alltagsleben gleichermaßen dicht und nah mitprägen können: mein Dorf oder Stadtteil oder Kiez, dann das Land, der Staat, Europa, schließlich das Weltdorf, dem wir heute durch den ökologischen und kommunikativen Zusammenhang unvermeidlich in oft nächster Nachbarschaft alle zugehören.

Unter den Bedingungen einer offenen Gesellschaft und damit immer auch widerspruchsvoller sozialer Erwartungen ist für eine stabile Identität nicht der Akt der Identifikation das Entscheidende, sondern bei niemals restloser Übernahme sozialer Erwartungen die Fähigkeit zu Empathie mit anderen Identitäten, sich auch aus der Sicht der anderen sehen zu können. Distanz zu den eigenen Rollen, die jeweils übernommen werden, und Toleranz gegenüber den Uneindeutigkeiten, die stets bleiben.

Ein offener Bezug zur eigenen Herkunftsheimat schließt ein Selbstverständnis als aktive Weltbürgerin ein, die sich auch für das Fernste, das alle betrifft- Fukushima, den brasilianischen Regenwald, die Heimatvertreibungen in Darfur – genau so lebhaft interessiert und engagiert, wie für das Geschehen vor der eigenen Haustür

4.

Die Identitätssuche, überhaupt und die nach Heimat- wird zum dann **Identitäts-Wahn**, wenn sie ohne Distanz zu den eigenen Rollen, ohne Empathie für die verschiedenartigen Rollen und Identitäten der Anderen, ohne den Willen, Ambivalenzen zu ertragen, in jedem Handlungsfeld nur ganz als dieselbe aufzutreten vermag und sich in der sozialen Umwelt nur noch spiegeln will. Dann wird das Andere, das Fremde als Bedrohung erfahren und **der** Fremde als Symbol für die Fremdheit der Welt, sozusagen als ihr Sendbote im vermeintlich doch vor der Welt geschützten Heimatraum abgelehnt oder gehasst.

Identität schlägt in Identitäts-Wahn um, sofern sie sich ihrer selbst nur sicher wird, wenn sie in ihrer sozialen Umwelt nichts Andersartiges, Fremdes, Uneindeutiges, Widerständiges mehr erfahren kann, von dem sie sich in ihrem eigenen Anspruch herausgefordert, verunsichert, in Frage gestellt fühlen könnte. Sie muss das Andere, das ihr selbständig gegenübertritt will, darum entwerfen, vertreiben oder unterwerfen, die soziale Umwelt von allen kulturellen Unterschieden säubern, um sich ihrer selbst gewiss sein zu können. Das ist der moderne **Identitäts-Fundamentalismus**. Es gibt ihn in vielen Varianten und in Bezug auf viele unterschiedliche soziale Bezugsdimensionen. Der **Heimat-Wahn** ist eine von ihnen.

Er gewinnt aus der Zunahme der Lebensunsicherheiten und dem Verlust der tröstenden utopischen Energien des modernen Fortschrittsmodells einen starken Antrieb. Eine umfassende Überblicksstudie mit vierzehn empirischen Fallanalysen für sieben unterschiedliche Kulturkreise aus fünf Kontinenten hat gezeigt, dass sprachliche, religiöse, ethnische, regionale und kulturelle Unterschiede in allen Kulturkreisen in ver-

feindender Absicht politisiert und gegeneinander ausgespielt werden. Identitätspolitik kann sich im Zweifel so gute wie jeden Unterschied zunutze machen, der zwischen Menschen möglich ist.

Identitätspolitik ist ein Form des verfeindenden Umgangs mit kulturellen oder ethnischen oder Herkunfts- Unterschieden, eine Strategie vormachtorientierter Politisierung der eigenen Identität Kultur gegen die Anderen. Eine für das Ende des 20. Jahrhunderts höchst merkwürdige Naturalisierung des Verständnisses von Kultur oder Herkunft ebnet diesem Prozess der Rückkehr eines Freund-Feind-Denkens durch die kulturelle Hintertür in die Mitte der politischen Arena den Weg. Als wären Kulturen, Herkünfte und die Zugehörigkeit der einzelnen Menschen zu ihnen so definitiv und so unverbrüchlich wie die Zugehörigkeit von Lebewesen zu ihren biologischen Gattungen und Arten und vor allem a la Samuel Huntington: als seien Unterschiede in dieser Hinsicht unweigerlich Keime der Feindschaft.

Hier zeigen sich die besonderen Risiken eines fundamentalistisch zugespitzten Heimatbegriffs. Denn Heimat, so scheint es, ist gerade das, was angeboren ist und nicht erworben werden kann, sozusagen die Natureigenschaft des Menschen par excellence, die mit anderen, Hinzukommenden im Grunde nicht wirklich geteilt werden kann.

Dass die Erde ein „Weltdorf“ geworden ist, heißt in einer unvermeidlich globalen Migrationsgesellschaft eben auch, dass zu uns kommt und uns umgibt, was sich an kulturellen Differenzen und Widersprüchen, vertrackten Fragen und fixen Antworten in allen übrigen Teilen der Welt ergeben hat. Es gibt auf Erden so gut wie keine Lebenswelten, keine Heimorte mehr, die nicht von Menschen unterschiedlicher religiöser, kultureller oder Herkunfts- Identität geteilt werden. Die Vielfalt ist heute allgegenwärtig. Weder die martialischen Fangzäune an den Südgrenzen der USA mit ihren zahlreichen schwerbewaffneten Hobby-Jägern auf illegale Grenzgänger, noch das Schengener Abkommen und die Aushöhlung des Asylrechts in Europa können verhindern, dass sich so gut wie alle Kulturen dieser Welt nun auch in den Wohlstandsgesellschaften des Nordens ein Stelldichein geben und ihre je besonderen Identitätsansprüche geltend machen, sobald sie erst einmal halbwegs Fuß gefasst haben.

Mit welchem Recht wollte etwa jemand verbieten, dass sich die Minderheit der türkischen Muslime in Siegen-Weidenau, einem traditionellen Herzland des Pietismus mit protestantisch-fundamentalistischem Einschlag im südlichen Westfalen, wenigstens dreimal täglich über phonstarke Lautsprecher zum Gebet rufen lässt, nachdem die Prüfung der Rechtslage ergeben hat, dass allein das „Landesimmissionsschutzgesetz“ Einwände begründen könnte, aber nur im Hinblick auf die Lautstärke. Solche Erfahrungen können je nachdem die kulturelle Neugier anregen oder das Andere, das überraschend und irritierend zum Nachbarn geworden ist, zum bedrohlichen Feind werden lassen, gegen den das „Eigene“, die Heimat der Eingesessenen besinnungslos mobilisiert werden muss. Erwähnt werden muss dabei, sozusagen als die eigentliche Wahrheit dieses Heimatverständnisses, das der Schriftsteller *Heinrich Vormweg*, der in seinen Texten das Repressive und Heuchlerische dieser Heimatidentität enthüllt hatte, ihre Unduldsamkeit gegen Freiheit und Abweichung schon gegenüber den „Eingeborenen“ selbst, einst tätlich angegriffen wurde, als er in Siegen aus seinem Heimattext lesen wollte.

Auch in unserer eigenen Herkunftskultur differenzieren sich ja die sozial-kulturelle Milieus mit ihren höchst unterschiedlichen Lebensethiken, Lebensstilen, alltagskultu-

rellen Praktiken, weltanschaulichen Bindungen und kulturellen Überzeugungen immer mehr aus. Dieser Unterschiede – etwa zwischen einem neo-liberalen BWL-Aufsteiger, einem protestantisch Alternativen, einem katholischen Altindustriellen und einem abgehängten Prekarier oder einem lebenskulturellen Piraten - liegen oft weiter auseinander als die zwischen einem von ihnen und einem verwandten Milieu in einer ganz anderen Kultur. Sie sind einander im Alltag ganz fremd. In Wahrheit gibt es im sozialräumlichen Sinne keine Heimat mehr, in der sie nicht nebeneinander existieren müssen. Aber es gibt heute viele Menschen, die sich ihre Schneisen durch die sozialen Lebenswelten so schlagen, dass sie sogar im selben Ortsraum nur noch mit jenen in direkten Kontakt kommen, die Ihre Vorlieben, ihren Geschmack, ihre Urteile – also ihre soziale Identität- weitgehend teilen und dem Rest die kalte Schulter zeigen. Das bezieht sich auf das Wohnhaus, die Einrichtung, die Zeitung, die Kita, die Kneipe, den Laden, die Filme, die Bücher – die Welt. Dieselben Orte zerfallen oft in getrennte sozial- räumliche Lebenswelten. In den Großstädte sowieso, aber auch in kleineren Orten.

5.

Der Heimat –Wunsch, die Sehnsucht nach der Geborgenheit des sicheren Ortes mit den bekannten Gesichtern entspringt dem Wunsch, in der modernen Kultur der Offenheit und der Ungewissheit, der Unsicherheit und Unübersichtlichkeit einen Ort der Zuflucht und des Schutzes zu finden. Entweder in einer weichen, gebrochenen und offenen Form, also relativ. Oder in harter, geschlossener und ausschließender Form- also absolut.

So gut wie jeder Mensch – außer Herr Berggruen Junior – sucht einen Lebensort, an der er sich zu Hause fühlt, in der sich eingewöhnen kann. Menschen brauchen als Kulturwesen soziale Räume, in denen sie sich angenommen fühlen. Daran ist nicht Problematisches, solange das nicht in fundamentalistischen Radikalismus abgeleitet und Ausgrenzung derer verlangt, die man nicht sehen will.

Es ist auch etwas ganz anderes, ob Menschen einer örtlichen Gemeinschaft in ihrer als selbstverständlich anerkannten inneren Vielfalt --- und zwar die unterschiedlichen Menschen im Bewusstsein ihrer Vielfalt --- ihre Lebenswelt im Rheinischen Braunkohlerevier gegen die Abrissbagger mit der Berufung auf ihr Recht auf Heimat verteidigen (Dies ist eine der wenigen Situationen, wo „Heimat“, im Sinne der natürlichen Existenzvoraussetzungen eines sozialen Lebensortes als politischer Abwehrbegriff legitime Verwendung finden kann) oder ob ethno-fundamentalistische Schläger in den Gassen thüringischer Kleinstädte Jagd auf Fremde machen und dabei die Parole „Heimatschutz“ brüllen. Das eine Mal geht es um Lebensmöglichkeiten für alle, das andere mal um Zugehörigkeit oder Ausschluss von Menschengruppen je nach Zugehörigkeitsnachweis.

Die große Versuchung, die nicht selten auch beim vordergründig über jeden Verdacht erhabenen, harmlos freundlichen Heimatbegriff mitschwingt, ist der Identitätsfundamentalismus. In gewisser Weise ist er es, der das Verlockende und den Zauber im Bild der Heimat überhaupt erst ausmacht. Heimat als der Gegensatz zur Fremde, zum Fremden, der Ort, an dem ich, an dem wir als Gleichzugehörige zuhause sind, ohne Zweifel, ohne Unsicherheit, ohne Bedrohung, vor allem auch ohne die Zumutungen des Unbekannten, des Anderen und der durch sie erfolgenden Infragestellung.

Dieses fundamentalistische Heimatverständnis, das die Abgrenzung und oft auch die Abwertung des Anderen, des nicht Identischen, des Fremden voraussetzt und im gemeinsamen Ritual der Zugehörigen bekräftigt, das ist zwar nie die wirkliche Heimat, der tatsächliche Ort, an dem jemand aufgewachsen und zur Ich -Identität und Selbstbewusstsein herangereift ist. Es ist eine Art **Heimatideologie, Ideologie als Heimat**. Denn die wirklichen Heimaten dieser Welt sind so gut wie immer von ihren inneren Ausgrenzungen geprägt, von Repressionen, Zwängen, sozusagen einer Art innerer Fremdheit für Viele auch der Zugehörigen.

Eine der Wahrheiten, die der Enge, der Einschüchterung, des Erdrückenden, über die wirkliche Ursprungs- Heimat ist in den Erinnerungen an Altötting in **Andreas Altmanns** Buch zu finden, das den aufschlussreichen Titel trägt: *Das Scheißleben meines Vaters, das Scheißleben meiner Mutter und meine eigenen Scheißjugend*. Als der Schriftsteller daraus in seiner „Heimat“ lesen wollte, musste er sich von zwei Bodyguards begleiten lassen, nachdem ihm aus ebendieser Heimat zahlreiche Emails etwa folgenden Inhalts erreicht hatten: „Komm ja nicht nach Altötting. Ich werde Dich in der Gülle ersäufen.“ Heinrich Vormweg ließ grüßen. Heimat ist eben oft auch, natürlich nicht immer und keineswegs für alle, die Erfahrung früher, naturwüchsiger Repression und Beklemmung. Die besseren, die literarischen „Heimatromane“, etwa Ödön von Horváths „Geschichten aus dem Wiener Wald“, haben diese Zusammenhänge, das Fremde, Befremdliche an der Heimat selbst, in authentischer Weise zu Protokoll gegeben.

Die Sehnsucht nach Heimat ist eine Sehnsucht nach Identität, zunächst im Sinne einer sozialpsychologischen Anerkennung, Annahme und Vertrautheit durch die Welt, die als Heimat erscheint. Sie kann freilich auch zu einer politischen Ideologie werden, die sich, notfalls mit Macht, gegen alles richtet, was der gesuchten Identität im Wege steht. Gegen ersteres, die sozialpsychologische Sehnsucht nach Heimat, ist nichts einzuwenden, solange sie in der realistischen Sicht verankert ist, die weiß, dass Heimat nicht ohne Vielfalt und Widerspruch, Dynamik und Widerstand zu haben ist in einer Gegenwartswelt, in der geschlossene, einheitliche und simpel Lebenswelten nur noch als Fiktion zu finden sind. Dieser offene Heimatbegriff, entspricht der offenen Form pluraler Identitätsbildung, die nicht vergisst, dass in jeder Lebenswelt immer viele Menschen mit unterschiedlichen Lebensformen, Überzeugungen und Glaubensweisen anzutreffen sind, von denen dann auch viele gute Nachbarn oder gar Freunde sein können, mit denen man heimisch werden kann, aber nie mit allen – die aber anerkannter Teil der Heimat bleiben.

Heimat verweist schon semantisch von sich aus auf die oder das Fremde als seinem Gegenteil. Obwohl schon in diesem Grundbezug mit diesem Gegensatz in offener Weise oder geschlossen, fundamentalistisch hantiert werden kann, liegt doch im politischen Sprachgebrauch die fundamentalistische Bedeutungsschicht immer am nächsten. Zur Heimat scheint auch ein gewisser Drang nach fremden, fernen Sehnsuchtsorten zu gehören denen es uns sogar aus dem sicheren Hafen der Heimat hintreibt. Oft aber nur, wie die Volkslieder ausweisen, um dann dort endgültig zu erfahren, dass eben doch die eigene Heimat das einzig Wahre ist. Mitunter als eine Art Strafe für die, die das nicht glauben wollten oder für jene, die die geschenkte Zugehörigkeit zur gemeinsamen Heimat nicht rechts zu schätzen wissen.

Heimatliteratur und Märchen verschweigen freilich fast immer die unvermeidlich zugehörigen Begleiterfahrung, dass eben jeder in der Fremde ein Fremder ist, wie Karl

Valentin so unvergesslich in Erinnerung rief. Die fälligen Lernprozesse, wie angesichts dieser eigenen Erfahrung die Fremden in der eigenen Heimat zu behandeln wären, bleibt aus.

Der politisch oder kulturell instrumentalisierte Heimatbegriff und sogar zu einem guten Teil der, den wir uns gern als Zuflucht als heiles Gegenbild zurechtlegen, wenn wir erst einmal in der Fremde des Erwachsenenenseins, den wirklichen Lebenswelten der Moderne, neuer Orte, Arbeitswelten, Alltagsherausforderungen angekommen sind, ist immer ein am Bedürfnis tröstender Identifikation orientierte sozialpsychologische Konstruktion. Diese ist wie eine Folie, die manches vom Wirklichen abdeckt, aber eben vieles, oft das Wichtigste auch nicht, um dann über vertraute Orte und manchmal auch nur Orte der Sehnsucht oder den Ort der Herkunft gelegt wird. Beide verschmelzen dann zu einem einzigen Bild, das in der Erinnerung der eigenen Sehnsucht immer ähnlicher und der Wirklichkeit immer unähnlicher wird.

Das nachdenklichere Wort „**Wahlheimat**“ ist eher gegen die fundamentalistische Versuchung gefeit, weil es schon im Begriff und dem, was ihm in der Sache zugrunde liegt, die eigene Entscheidung sichtbar macht, die hier die zentrale Rolle spielen. Die Wahlheimat ist ein Ort, an dem ich nicht ursprünglich zugehörig bin, den ich mir und unter möglicherweise vielen anderen als denjenigen ausgesucht habe, an dem ich leben möchte und vor allem auch, an dem ich mit anderen, die entweder schon dort waren oder möglicherweise eine ähnliche Wahl wie ich selber getroffen habe, zusammenleben kann und gleichberechtigt zusammen leben muss, da keiner hier auf naturwüchsige Zugehörigkeit pochen kann.

Dieser Begriff setzt also neben der Wahl auch die Vielfalt voraus und streift jeden Rest von Naturalismus und Erstgeburtsrecht der Zugehörigkeit, von fundamentalistischem Identitätswahn ab. Er lässt aber Raum für die Emotionen des psychischen und sozialen Einvernehmens, mit einem Ort und wahrscheinlich auch mit den Menschen, die dort anzutreffen sind. Im Grunde ist es so, dass Heimat immer dann, wenn es in der Art der Wahlheimat verstanden wird, gegen den Heimatfundamentalismus gefeit ist, der von der Entgegensetzung zum Anderen, zum Fremden, zur Fremde lebt und darum auch immer zur Ausgrenzung neigt. Wahlheimat hingegen ist der selbst gewählte **Lebensort** an dem wir und zuhause fühlen.

6.

Der **Rechtsextremismus**, zumal in den neuen Bundesländern, hat sich als Heimatfundamentalismus par excellence erwiesen. Sein Programm in Wort und Tat ist die soziale Ausgrenzung und Verfolgung der Zugezogenen, in ihrer sichtbarsten, „fremdesten“ Form immer die südlich aussehenden oder afrikanischen Neuankömmlingen aus der unmittelbaren Lebenswelt. Es beginnt mit ihrer verbalen Abwertung und Erniedrigung, geht über ihre physische Drangsalierung und Vertreibung, die Errichtung ausländerfreier Zonen bis hin zum gezielten Mord. Die Abfolge dieser Schritte dürfte den Aktivisten des Thüringer Heimatschutzes, die am Ende zu Serienmördern wurden, als logisch, sozusagen als bloße Steigerung in der Konsequenz erschienen sein, mit der sie ihre „Heimat“, wie sie sie sahen und wollten, gegen Eindringlinge schützen. Das Ziel kann nur eine Gemeinschaft der vermeintlich reinen ethnischen Identität sein, aus der alle Nicht-Identischen alle und alles Fremde ein für allemal vertrieben sind. Die neuen Rechtsextremisten, sind freilich bis auf einige Updates die alten.

Es gibt in den neuen Bundesländern mittlerweile viele und ausgedehnte **no go areas, ausländerfreie Zonen**, wie der zynische Name lautet. Es dürfte kein Zufall sein, dass die Mörder des **Nationalsozialistischen Untergrunds** ihre Blutspur vom äußersten Norden bis zum Süden, vom Osten bis zum Westen Deutschlands zogen, sozusagen in der Form eines äußeren Umrisses der ganzen Bundesrepublik, wie um das ganze Land symbolisch als ausländerfreie, als beherrschte Zone im Sinne des Heimatverständnisses der thüringisch-sächsischen Rechtsextremisten zu markieren. Ein Heimatbegriff, der offenbar zum Morden einlädt.

Die Vermischung der Kulturen in multikulturellen oder anderen Projekten, die sich gegen kulturelle Separation richten, wird in der neurechten Sprache zum „**Ethnozid**“ (*de Benoist*) oder „**kulturellem Völkertod**“ erklärt (Terkessides). Da eine solche Heimat-Ideologie als ganze unzurechnungsfähig ist, hat es mich durchaus gewundert, dass nun die norwegischen Gutachter, Breivig, der auf dieser Grundlage 77 Kinder und Jugendliche tötete, individuell für unzurechnungsfähig erklärte, wo das doch für die ganze, weit verbreitete und gut verzweigte Ideologie gilt, für die er steht. Doch das galt auch schon für den Nationalsozialismus und sein Programm der „Befreiung“ der deutschen Heimat von ihren Juden.

Der Begriff der ethnischen Säuberungen – als wenn die ethnisch andere Schmutz wäre, der fortgewaschen gehört – ist uns in Europa erst im Zusammenhang der Jugoslawienkriege der 1990er Jahre vertraut geworden. Im Grunde ist der Drang von beträchtlichen Teilen der ethnisch-fundamentalistischen Politakteure dieser Region trotz der blutigen Opfer, des unermesslichen Leids, das diese Vertreibungs- und Ausrottungspolitik, die sie in Wahrheit war, herbeigeführt hat, bis heute nicht wirklich erloschen. Die meisten Morde, die dort geschahen, sind im Namen einer ethnisch reinen Heimat geschehen als eines Siedlungsraumes, in dem von Rechts wegen sich nur Mitglieder derselben Ethnie und Religion niederlassen dürfen, ganz gleich, wie lang die Kette ihrer Vorfahren, die dort gelebt haben, schon sein mag. Dort, vor allem in Bosnien, aber auch in vielen anderen Regionen dieses Raumes, besonders auch im Kosovo, wurden je nachdem was die dominante Gruppe, die definierte, wessen Heimat das sein durfte, entweder die wirkliche (oder vermeintliche) ethnische Zugehörigkeit oder die Religion zum Kriterium der Ausschließung gewählt.

Es waren fast nie die Nachbarn selbst, die plötzlich, nachdem sie oft gut und verträglich über viele Generationen hinweg zusammen gelebt hatten, aus heiterem Himmel übereinander herfielen, sondern so gut wie stets **ethnisch religiöse Identitätsunternehmer**, die die Ausschließung der anderen, Vertreibung, Gewalt, Mord als Mobilisierungsstrategie betrieben. Solche fundamentalistischen Mobilisierungsstrategien dienen häufig in erster Linie dem Zweck, die eigene Herrschaft der Eliten zu legitimieren und zu bekräftigen, Differenzen, Widersprüche, Unterschiede in der eigenen Gefolgschaft zu skandalisieren und auf diese Weise sich eine möglichst hohe und kritiklose Gefolgschaftsbasis zu schaffen.

Was dort geschah, ist in anderen Teilen der Welt geschehen und geschieht jetzt in diesem Augenblick anderswo in noch viel größerem Maßstab und noch größere Brutalität. In Indien ist sofort nach der Erklärung der Unabhängigkeit mit Millionen Getöteten, in Pakistan, das nun nicht mehr die Heimat von Hindus sein durfte, und in Indien, das nun nicht mehr die Heimat der Muslime sein konnte, so jedenfalls sahen es die Radikalen Identitätsunternehmer, welche die Konfusionen und die Irritationen des Augenblicks erbarmungslos nutzten. Ganze Völkerwanderungen in beide Rich-

tungen von und aus Indien ergaben sich, wiederum mit Nachwirkungen bis zum gegenwärtigen Augenblick, denn auch die Attentäter von Bombay aus dem Jahre von 2008 gehören noch in diesen identitätspolitischen Zusammenhang.

Der alte Heimatbegriff der romantischen Flucht vor den Zumutungen der modernen Zeit mit seinem sauber sortierenden und abgrenzenden Identitätsbegriff und seiner Abstammungsidee passt nicht so recht in die Welt der Migration, der religiösen Vielfalt und Säkularisierung, des kulturellen Pluralismus, der Milieudifferenzierung und der individuell selbstbestimmten Zugehörigkeiten. Er gehörte ursprünglich einer Zeit an, in der es all das nicht gab und in der die Lebensweise, oft auch der Lebensweg und der Lebensort für den Einzelnen mit seiner Herkunft vorgezeichnet war.

Die Heimatfeiern, die es an so vielen Orten in Deutschland aber auch überall sonst auf der Welt gibt, waren Rituale zur Bekräftigung der Zusammen- und Zugehörigkeit der eigenen Identität und der Abgrenzung von den anderen, zumeist schon vom nächsten Dorf. Wo es sie heute noch gibt, zumal in modernen Gesellschaften wie unserer, haben sie, wo sie nicht reine Folklore, Inszenierungen des Tourismusbüros sind, etwas Trotziges und Uneigentliches angenommen und unterscheiden sich immer mehr von der Rolle, die sie für die lokale Gemeinschaftsbildung einmal spielten. Ein wachsender Teil der Menschen, die in solchen Kommunen leben, hat damit nichts mehr zu tun, es sei denn als Zuschauer, als innerlich „Ortsfremder“. Im Oberammergau wird immerhin noch sortiert, wie lange jemand schon im Ort gewohnt haben muss, um für die aktive Teilnahme in Frage zu kommen.

Die Rückkehr der „Heimat“ als einem bis vor kurzem weithin verpönten Gefühl, hat viel mit dem Versuch der Selbstfindung in einer unsicheren und unübersichtlichen Welt zu tun, mit der Hoffnung, wie in der Kindheit das Vertraute, Einfache, Heile, den Durchblick und das Vertrauen Können gegen die Zumutungen einer widersprüchlichen hektischen und undurchschaubaren modernen Welt zurückzugewinnen. So eben wie es früher, im eigenen Leben an einem vertrauten Ort, doch einmal war. Solange Heimat ein Begriff der privaten Lebensführung bleibt, den der Einzelne auf seine Weise füllt im Respekt davor, wie andere ihn für sich füllen und im Bewusstsein, dass in der modernen Welt die Vielfalt und Unterschiedlichkeit schon längst an jedem Platz angekommen sind, den wir bewohnen können, ist dagegen nichts einzuwenden. Das ist der offene, nicht politisch instrumentalisierte Heimatbegriff.

Worum es geht ist der Schutz von **Lebensorten**, die soziale intakt, kulturell vielfältig, ökologisch lebensfähig und für alle offen sind. An denen wir uns zuhause fühlen und wie von selbst Solidarität lernen und üben wollen. Sie gegen die Herrschaft der Märkte zu fördern und zu schützen, das ist heute eine zentrale Aufgabe der Politik, ohne Anfälligkeit für ideologischen Missbrauch.

Heimat aber ist sozusagen ein pharmazeutischer Begriff. Alles kommt auf die Dosis und den Anlass an. Jede Überdosis ist schädlich. Wo der Begriff zum Schlachtruf einer Identitätspolitik der Ausgrenzung benutzt wird, auf die unweigerlich die Herabsetzung des Anderen und danach womöglich der Wunsch nach ihrer Entfernung folgt, zuerst die innere Vertreibung aus der sozialen Zugehörigkeit und dann die äußere aus dem Territorium, aus der geschlossenen Heimat der Angestammten, wird der Begriff zum Brandsatz. Die rechtsstaatliche Demokratie und die Kultur der Anerkennung verlangen eine humane Lebenswelt, humane Lebensorte für alle. Mag der einzelne – wie jener Stammgast aus Charly's Bar – sie für sich nun Heimat nennen oder anders.